

# Thomas Weißenborn: Die Autorität der Schrift – oder: Warum wir Evangelischen katholischer werden müssen, wenn wir evangelisch bleiben wollen

## Allein die Schrift!

Am 31. Oktober 2017 jährt sich der Thesenanschlag Martin Luthers zum fünfhundertsten Mal. Was vor einem halben Jahrtausend als lokaler Streit in Wittenberg begann – zunächst ging es ja nur um die Frage, ob ein regionaler Bischof seine Kompetenzen überschritten hatte – wurde innerhalb von wenigen Jahren zu einem Konflikt um die Grundlagen der Theologie, der seinen vorläufigen Höhepunkt in Luthers Aussage auf dem Wormser Reichstag 1521 fand. Der zum Reformator gewordene Augustinermönch behauptet dort, „weder dem Papst noch den Konzilien allein“ glauben zu wollen, „da es feststeht, daß sie öfter geirrt und sich selbst widersprochen haben“. Er wolle daher nur „durch Zeugnisse der Schrift und klare Vernunftgründe überzeugt“ werden, ansonsten sei er „durch die Stellen der heiligen Schrift ... überwunden in [seinem] Gewissen und gefangen in dem Worte Gottes“ (Deutsche Reichstagsakten 2015).

Damit wird zum ersten Mal das reformatorische Schriftprinzip formuliert und dem römisch-katholischen Verfahren gegenüber gestellt. Letzteres berücksichtigt neben der Bibel bekanntlich auch die kirchliche Überlieferung (die bei Luther unter „Papst und Konzilien“ zusammengefasst wird). So stellt das Konzil von Trient fünfundzwanzig Jahre nach dem Wormser Reichstag fest:

*„Die heilige Kirchenversammlung weiß, daß diese Wahrheit und Ordnung [also die Lehre Jesu an seine Apostel; T.W.] enthalten ist in geschriebenen Büchern und ungeschriebenen Überlieferungen, die die Apostel aus Christi Mund empfangen haben oder die von den Aposteln selbst auf Eingebung des Heiligen Geistes gleichsam von Hand zu Hand weitergegeben wurden und so bis auf uns gekommen sind.*

*So folgt sie dem Beispiel der rechtgläubigen Väter, wenn sie alle Bücher des Alten und Neuen Bundes – denn Gott ist ja der Urheber von beiden – zugleich mit den Überlieferungen, die Glaube und Sitte betreffen, mit gleicher frommer Bereitschaft und Ehrfurcht anerkennt und verehrt. Denn sie stammen ja aus dem Munde Christi oder sind vom Heiligen Geist eingegeben und in ununterbrochener Folge in der katholischen Kirche bewahrt worden.“ (Neuner-Roos 1986:87f)*

Hier wird präzisiert, was zu Luthers Zeiten schon gang und gäbe war: Die Schrift ist durch die Brille der Tradition zu betrachten, also im Licht bisheriger Lehrentscheidungen und Bibelauslegungen. Hinzu kommt das, was mit dem etwas diffusen Begriff „Überlieferungen, die Glaube und Sitte betreffen“, umschrieben wird. Damit sind diejenigen Traditionen gemeint, die nicht direkt als Bibelauslegung gelten (zum Beispiel liturgische Überlieferungen), die nach Ansicht der römisch-katholischen Kirche aber dennoch auf die Apostel als Urheber zurückverfolgt werden können.

Als Garanten und Träger all dieser „ungeschriebenen Überlieferungen“ gelten die Bischöfe, deren heutige Vertreter sich nach katholischer Auffassung in einer „ununterbrochenen Folge“ bis auf die Apostel zurückführen lassen (apostolische Sukzession). Ihnen obliegt deshalb auch die letztgültige Auslegung von Schrift und Tradition. In diesem Sinne können also „Papst und Konzilien“ nach römisch-katholischer Auffassung nicht irren, weil sie sich als Lehramt der Führung und Leitung des Heiligen Geistes gewiss sein können.<sup>1</sup>

Luther sieht das wie bereits erwähnt anders und formuliert deshalb das unter dem Stichwort „*sola scriptura*“ – „allein die Schrift“ – bekanntgewordene evangelische Schriftprinzip. „Gottes

---

<sup>1</sup> Als Beleg wird hierfür gern Apg 15 angeführt, wo die Entscheidung der Apostelversammlung mit den Worten „es gefällt dem Heiligen Geist und uns“ eingeleitet wird (Apg 15,28). Eine Konsensentscheidung der Bischofsversammlung gilt daher als Willensäußerung des Heiligen Geistes.

Wort soll Glaubensartikel aufstellen, und sonst niemand“, heißt es schon in den aus Luthers Feder stammenden Schmalkaldischen Artikeln von 1537 (Unser Glaube 1987:384). In der Konkordienformel von 1577, mit der die grundlegende lutherische Lehrbildung zu einem offiziellen Abschluss kam, wird schließlich die Bibel als „die einzige Regel und Richtschnur“ bezeichnet, „nach der als dem einzigen Prüfstein alle Lehren gemessen und beurteilt werden sollen und müssen“ (Unser Glaube 1987:875).

Die auf Huldrych Zwingli und Johannes Calvin zurückgehende reformierte Kirche ist hier sogar noch strikter: Während die lutherische Kirche ihre Bekenntnisschriften als „Anleitung“ betrachtet, nach der „alle Lehren geformt werden“, (:874) gibt es im reformierten Bereich zwar ebenfalls Bekenntnisse, es gilt jedoch ausschließlich das Schriftprinzip. So heißt es in der *Confessio Helvetica posterior* von 1566:

*„Wir glauben und bekennen, dass die kanonischen Schriften der heiligen Propheten und Apostel beider Testamente das wahre Wort Gottes sind, und dass sie aus sich selbst heraus Kraft und Grund genug haben, ohne der Bestätigung durch Menschen zu bedürfen. [...] Und in dieser Heiligen Schrift besitzt die ganze Kirche Christi eine vollständige Darstellung dessen, was immer zur rechten Belehrung über den seligmachenden Glauben und ein Gott wohlgefälliges Leben gehört. Deshalb wird von Gott deutlich verboten, etwas dazu oder davon zu tun (Dtn 4,2). Wir sind darum der Ansicht, dass man aus diesen Schriften die wahre Weisheit und Frömmigkeit, die Verbesserung und Leitung der Kirchen, die Unterweisung in allen Pflichten der Frömmigkeit und endlich den Beweis der Lehren und den Gegenbeweis oder die Widerlegung aller Irrtümer, aber auch alle Ermahnungen gewinnen müsse...“ (Reformierte Bekenntnisschriften 2005:192)*

Umfassender kann man dem Schriftprinzip kaum noch Ausdruck verleihen. Damit bringt die Reformation eine grundlegende Schwerpunktverschiebung: Theologie ist nach ihr in erster Linie Schriftauslegung. Die kirchlichen Traditionen dürfen dabei berücksichtigt werden, solange sie dadurch keinen der Bibel ebenbürtigen normativen Charakter bekommen. Notwendig ist das aber nicht, im Gegenteil, in manchen (vor allem reformierten) Kreisen gelten sie geradezu als verdächtig. Das geweihte Amt, dem nach römisch-katholischer Auffassung in der Nachfolge der Apostel die Lehrautorität zusteht, entbehrt dagegen jeder Grundlage und wird folglich abgeschafft. Was rechte Lehre ist oder nicht, soll mit Hilfe des Bibelstudiums entschieden werden. Hierfür braucht es entsprechend ausgebildete Fachleute, aber keine besonderen Weihen.

### **Die Herausforderungen einer auf dem Schriftprinzip beruhenden Theologie**

Auch wenn das Schriftprinzip die Reformation begründet hat, war es von Anfang an weder unumstritten, noch wird es von heutigen Evangelischen zwangsläufig unter die Errungenschaften der Reformation gerechnet.<sup>2</sup> Die erste Krise zeigte sich schon unmittelbar nach seiner Formulierung. Noch in der Reformationszeit erhob sich nämlich eine Diskussion um die Frage, wie unmittelbar die Erkenntnisse des Schriftstudiums auf die Theologie zu beziehen seien. Mit anderen Worten: Wird die Theologie als solche neben der Schriftauslegung noch von weiteren Faktoren bestimmt – wie zum Beispiel durch rationale Überlegungen oder seelsorgerliche Abwägungen – oder besteht ihre Aufgabe ausschließlich darin, die Schrift zu studieren und das Erkannte unmittelbar anzuwenden?

Die Reformatoren gingen den ersten Weg (schließlich hatte Luther schon in Worms auch von „klaren Vernunftgründen“ gesprochen, die neben der Bibel ebenfalls Geltung haben sollten), der „linke Flügel der Reformation“, die so genannten „Schwärmgeister“, den zweiten. In ihren

---

<sup>2</sup> So erwähnte etwa Thies Gundlach, der Vizepräsident des Kirchenamtes der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), im Oktober 2015 in einem Vortrag, in dem es um die bleibende Bedeutung der Reformation ging, das Schriftprinzip nicht, sondern nur das „Priestertum aller Getauften“ (verbunden mit einem „theologisch abgerüsteten Kirchenbegriff“), den „Bildungsimpuls“, der eine „allgemeine Lesefähigkeit“ gefordert habe, die „Berufung zur aufgeklärten Religion“, sowie das Freiheitsverständnis (Gundlach 2015).

Augen war der reformatorische Ansatz nicht „konsequent“ oder „radikal genug“, also nicht ausreichend „biblisch“ oder „bibeltreu“.

Auch wenn Luther in dieser Richtung seinen Hauptgegner auszumachen schien, den er am erbittertsten bekämpfte, versuchten seine Nachfolger das Schriftprinzip so auszuformulieren, dass es vor allem gegenüber Einwänden aus dem römisch-katholischen Bereich geradezu „wasserdicht“ war. Um zu untermauern, dass die Bibel allein zur Entscheidung aller theologischen Fragen ausreicht, wurde die Lehre von der Verbalinspiration entwickelt. Nach ihr ist Gott der eigentliche und einzige Autor der Heiligen Schrift, ihre menschlichen Verfasser sind dagegen nur zu vernachlässigende „Sekretäre“. Um die Göttlichkeit und damit die Selbstgenügsamkeit der Bibel zu betonen, wurde also ihre Menschlichkeit geleugnet, weil man diese mit Fehlerhaftigkeit, Ungenauigkeit und Widersprüchlichkeit assoziierte.

Genau an dieser Stelle setzten daher die Kritiker der evangelischen Kirche an, die sich mit der Verbalinspirationslehre gerade ein unangreifbares und unfehlbares Fundament hatte geben wollen. Denn in dem von ihr aufgebauten Gegensatz zwischen der göttlichen und der menschlichen Seite der Bibel lässt sich auch genau andersherum argumentieren: Wenn die Kirche die Göttlichkeit betont, um damit die Menschlichkeit auszuschließen, müssen die Kritiker nur die Menschlichkeit belegen, um die Göttlichkeit der Bibel zumindest fragwürdig erscheinen zu lassen.

Beide Extreme führen jedoch in eine Sackgasse, weil sie jeweils einen der beiden integralen Bestandteile des evangelischen Schriftprinzips leugnen: Die Bibel ist Gottes Wort und muss deshalb als letztgültige Wahrheit angenommen und geglaubt werden, sie ist aber auch Menschenwort und muss deshalb aus ihrer Zeit heraus verstanden und in ihrem Kontext ausgelegt werden. Auch als Gotteswort bleibt die Bibel schließlich ein antikes Buch, das über einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten bis Jahrtausenden entstanden ist und zudem aus einem anderen Kulturkreis stammt. Allein schon aus diesem Grund wäre es naiv anzunehmen, dass die Heilige Schrift von uns heute unmittelbar und voraussetzungslos verstanden werden kann. Notwendig ist vielmehr die Entwicklung eines entsprechenden Instrumentariums, mit dem man sich sowohl die Texte wie auch ihren historischen Hintergrund erschließen kann.

Damit aber steht die evangelische Theologie vor einer doppelten Herausforderung: Gegenüber dem Extrem des „Fundamentalismus“ muss sie zeigen, dass ein sachgemäßer Umgang mit den biblischen Texten (die aus ihren menschlichen Autoren und den Zeiten, in denen sie entstanden sind, keinen Hehl machen) mit der Berücksichtigung des situativen Kontextes der jeweiligen Texte steht und fällt, weil dieser nicht einfach ausgeblendet oder für irrelevant erklärt werden darf, indem man so tut, als sei die Bibel ein überzeitliches Werk mit nur einem Verfasser. Aufgrund des Schriftprinzips muss die evangelische Theologie jedoch gleichzeitig herausstreichen, dass in der Bibel in erster Linie Gott spricht – womit sie sich mit dem „Fundamentalismus“ einig ist und sich deshalb entsprechenden Vorwürfen von Seiten der Bibelkritiker aussetzt.

Mit der Bibelkritik hat die evangelische Theologie allerdings manches in der Vorgehensweise gemeinsam. Denn wenn sie das Schriftprinzip ernst nimmt, dann darf sie sich nicht auf dem bisher Erkannten (der Tradition) ausruhen, sondern muss kritisch damit umgehen. Sie kann und darf sich auch ihrer selbst nicht gewiss sein, weil sie sich sonst in den Rang von „Papst und Konzilien“ erheben würde, die letztgültig darüber entscheiden, was als Wahrheit zu gelten hat und was nicht. Wie in anderen Fällen auch kann die historische Wissenschaft in Bezug auf die biblischen Texte nämlich nur Wahrscheinlichkeiten postulieren und Hypothesen formulieren. Das Gleiche gilt im Grunde genommen auch für die Textinterpretation. Wir können zwar oft sehr genau sagen, was ein Autor seinen Zeitgenossen mitteilen wollte – was er darüber hinaus heutigen Lesern zu sagen hätte, muss allerdings im Bereich der Vermutung bleiben. Diese Vermutungen können mehr oder weniger gut begründet sein, zu echten Gewissheiten können sie freilich nie werden.

Auch wenn die Ergebnisse der evangelischen Theologie damit in den Augen eines „Fundamentalisten“ bibelkritisch aussehen, gibt es dennoch einen großen Unterschied

zwischen Bibelkritik und sachgemäßer Theologie. Eine auf dem Schriftprinzip gegründete Theologie betrachtet nicht die Schrift kritisch, sondern die eigene Methodik. Sie zweifelt also nicht an der Bibel, sondern an der eigenen Vorgehensweise und den durch sie erreichten Ergebnissen. In diesem Sinne ist sie wissenschaftlich, weil in ihr gerade keine zeitlos gültigen Gewissheiten erlangt werden, sondern Hypothesen gebildet werden müssen, die jederzeit einer Überprüfung bedürfen.

Damit aber steht die evangelische Theologie wie jede mittlere Position in der Gefahr, von den beiden Extremen nicht wahrgenommen zu werden. „Fundamentalisten“ halten sie nur für eine Spielart der Bibelkritik, die gerade durch ihre scheinbar „harmlose“ Form umso gefährlicher wirkt. Umgekehrt sehen Bibelkritiker in ihr nur eine sich „wissenschaftlich“ gebende Variante des „Fundamentalismus“, mit der dieser den Anschluss an die moderne Gesellschaft sucht.

Gleichzeitig muss die evangelische Theologie allerdings auch der Versuchung widerstehen, sich falsche Bündnispartner zu suchen, etwa indem sie mit dem „Fundamentalismus“ gegen die Bibelkritik angeht oder umgekehrt. Denn damit würde sie verkennen, dass „Fundamentalismus“ und Bibelkritik zwei Seiten derselben Medaille und insofern einander ähnlicher sind als es ihnen lieb ist (wie das bei Extremen in der Regel der Fall ist). Beide bestreiten schließlich das, was die evangelische Theologie gerade um des Schriftprinzips willen hochhalten muss, nämlich dass die Bibel gleichermaßen menschlich wie göttlich ist. Gott wirkt in der Welt und er wirkt durch sie zu seinem Ziel hin. Der „Fundamentalist“ kann das nicht ertragen, weil bei ihm *entweder* Gott wirkt *oder* die Welt. Damit für ihn Gottes Wirken überhaupt erst möglich wird, muss er deshalb jegliches menschliche Wirken bestreiten. Genauso leugnet auch der Bibelkritiker das Wirken Gottes in der Welt, nur dass er umgekehrt meint, dass sich jede Rede vom Wirken Gottes erledigt hat, sobald man klarstellen kann, dass der Mensch am Wirken ist.

Damit befindet sich die evangelische Theologie seit der Formulierung des Schriftprinzips nicht nur im Spannungsfeld zwischen Bibelkritik und „Fundamentalismus“, sondern muss auch ihre eigene Methodik ständig einer kritischen Prüfung unterziehen. Für Bibelleser, die gern „eindeutige“ Aussagen hätten, die sich im Idealfall unter der Überschrift „die Bibel sagt“ zusammenfassen lassen, bleibt die sie damit allerdings unbefriedigend und vielleicht sogar verwirrend. Wie kann man vom Schriftprinzip sprechen, wenn sich aus der Bibel gar keine zeitlos gültigen Prinzipien ableiten lassen? Die Antwort ist ebenso einfach wie herausfordernd: Das Schriftprinzip zwingt jede Generation von Bibellesern dazu, die Heilige Schrift immer wieder auszulegen. Wenn wirklich alle Theologie in der Schrift begründet sein soll, dann kann auch nur sie die letztgültige Autorität beanspruchen und eben nicht ein als angeblich zeitlos wahr aus ihr „herausgearbeitetes“ Prinzip. Denn damit würden wir letztlich die „Tradition“ – um nichts anderes handelte es sich bei solch einem Prinzip ja – neben bzw. über die Schrift stellen. Das kann man machen, es wäre aber nicht mehr evangelisch.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> An dieser Stelle gebe ich unumwunden zu, dass mir als Reformiertem der schon bei Martin Luther zu entdeckende Versuch, das Gnadenprinzip über das Schriftprinzip zu stellen, äußerst suspekt ist. So verständlich es sein mag, die evangelische Theologie vom Rechtfertigungsverständnis her zu denken, so zwangsläufig führt es auch in die von Luther an Teilen der Heiligen Schrift geübte grundsätzliche Bibelkritik. Den Jakobus- und den Hebräerbrief hat er ja bekanntlich aus inhaltlichen Gründen kritisiert, weil sie seiner Meinung nach „Christum nicht treiben“. Damit aber erhebt er sein eigenes theologisches Verständnis über das Schriftprinzip und beraubt sich der notwendigen Korrekturmöglichkeit. Infolgedessen hat die lutherische Theologie geradezu zwangsläufig ihren als „heilig“ geltenden Textbestand denn auch stillschweigend immer weiter reduziert. Je mehr man „entdeckte“, was in den als zentral bezeichneten Texten („Kanon im Kanon“) als „Evangelium“ verkündet wird, desto mehr breiter wurde auch der „Rand“ – jene Texte, die das lutherische Evangelium nicht predigen und dann entsprechend als „frühkatholisch“ bzw. „deuteropaulinisch“ abgetan wurden. In der Darstellung der „biblischen Botschaft“ kommen heutige lutherische Verlautbarungen daher mit relativ wenigen „Schlüsselversen“ relativ weniger Autoren (allen voran Paulus) aus.

## Moderne Herausforderungen

Als reichten die mit den im Schriftprinzip begründeten Herausforderungen noch nicht aus, muss sich die evangelische Theologie im 21. Jahrhundert mit gesellschaftlichen Phänomenen auseinandersetzen, die zwar ursprünglich nichts mit dem Schriftprinzip zu tun haben, seine gegenwärtige Umsetzung jedoch stark infrage stellen.

Nicht nur auf die evangelische Theologie, sondern auf den „Wissenschaftsbetrieb“ im Allgemeinen wirkt es sich negativ aus, dass wir in einer stark auf Harmonie und gegenseitige „Wertschätzung“ bedachten Zeit leben, in der abweichende Ansichten allzu schnell unter dem Verdacht der „Diskriminierung“ stehen und sogar an Universitäten „Schutzräume“ und „Triggerwarnungen“ gefordert werden, damit die eigene Überzeugung nicht infrage gestellt wird.<sup>4</sup> Das Internet mit seinen vielen Vernetzungsmöglichkeiten auf der einen und die Kommunikationsgesellschaft mit ihrem Zwang zu kurzen Statements und „Soundbites“ (die oft sogar nur auf das Verteilen von Sternchen oder „Likes“ reduziert werden) auf der anderen Seite tragen dazu bei, dass wir kaum noch gezwungen sind, uns mit von unserer abweichenden Ansichten auseinanderzusetzen, weil wir uns in sozialen Netzwerken nur noch mit unseresgleichen „befreunden“. Die Reduktion der jeweiligen Meinungsäußerung auf eine bestimmte Maximalzeichenzahl führt zudem dazu, dass wir kaum noch Argumente austauschen, sondern in der Regel nur noch „Wahrheiten“, die nicht infrage gestellt werden dürfen.

Das führt jedoch zu einem Schwarz-weiß-Denken, von dem nur die Extreme profitieren, die sowieso an keiner Diskussion interessiert sind. Der schon seit einer Weile schwelende Streit um die Grenzen der Meinungsfreiheit, bei dem die verschiedenen Seiten dem jeweiligen Gegner gern „Hetze“ und „Hassrede“ unterstellen, während sie selbst fröhlich Diffamierungen austeilen, macht das mehr als deutlich. Entsprechend schwierig ist es, eine Diskussionskultur zu etablieren, in der es schlichtweg darum geht, Standpunkte auszutauschen, verschiedene Argumente abzuwägen und einander von dem zu überzeugen, was man als richtig erkannt zu haben glaubt – mit dem Grundgedanken, dass man nur gemeinsam der Wahrheit näher kommen kann, weil sie kein Gesprächspartner am Anfang des Gespräches schon im Vollsinn „hat“.

Das kann allerdings nur in einer Atmosphäre geschehen, in der die eigene Ansicht nicht von vornherein als sakrosankt und schützenswert angesehen wird und im Gegenzug der Diskussionspartner als fundamental falsch und von vornherein unbelehrbar gilt. Hier darauf zu pochen, der andere solle meine Ansicht schlichtweg „tolerieren“ oder gar „akzeptieren“, einfach nur weil ich aus welchen Gründen auch immer davon überzeugt bin, kommt einem Abschied vom kritischen Diskurs gleich. Wenn das entsprechend viele tun, findet evangelische Theologie nicht mehr statt. Es „tolerieren“ und „akzeptieren“ sich dann nur noch Extremisten, die einander nicht rechenschaftsfähig sind.

Zu der gerade auch in vielen Gemeinden und Kreisen wenig etablierten Diskussionskultur kommt als zweites hinzu, dass eine tiefgreifende Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift gewisse Kenntnisse und Fähigkeiten erfordert, die nicht automatisch vorausgesetzt werden können. Weil es sich bei der Bibel um ein antikes Buch handelt, erfordert die Beschäftigung mit ihr die Bereitschaft, sich in eine andere Zeit und ihre Kultur hineinzusetzen. Wenn die Bibel tatsächlich im reformatorischen Sinne als Grundlage für Denken und Handeln dienen soll, müssen ihre Leser darüber hinaus entsprechend offen und korrekturbereit sein. Weiterführende theologische Überlegungen erfordern schließlich die Fähigkeit zum Durchdenken und Diskutieren abstrakter philosophischer Fragestellungen (ohne unmittelbaren Handlungsbezug) sowie die Kompetenz verschiedene, scheinbar voneinander unabhängige Dinge zu systematisieren und vernetzt zu betrachten.

---

<sup>4</sup> Momentan ist dieser Trend zwar nur im angelsächsischen Raum und da vor allem in den Vereinigten Staaten zu beobachten, ich bin allerdings überzeugt davon, dass er sich (wie andere Trends) früher oder später auch in Deutschland ausbreiten wird.

Leider scheuen viele evangelische Christen die damit verbundenen Herausforderungen. An die Stelle des Schriftprinzips tritt deshalb oft die allgemeine Rede von angeblich biblischen Prinzipien (z.B. „Gott liebt alle Menschen gleichermaßen“ oder „jeder hat einen freien Willen.“). Ob sie tatsächlich den biblischen Aussagen entsprechen, wird allerdings nicht genauer eruiert, man begnügt sich in der Regel mit dem Verweis auf einige wenige Schlüsselverse („Johannes 3,16“) oder gar Pseudoverse, deren Ort sich nicht feststellen lässt („Irgendwo in der Bibel steht, dass Gott mit jedem Einzelnen eine ganz persönliche Beziehung möchte.“).

Verstärkt wird diese Problematik zum dritten durch eine in der Reformationszeit nicht für möglich gehaltene Privatisierung des Glaubens und der Theologie, die oft unter dem Hinweis auf das „allgemeine Priestertum“ der Gläubigen stattfindet. In der Praxis bedeutet das, dass die Heilige Schrift als Glaubensgrundlage gar nicht mehr nötig ist, weil man sowieso ständig mit „dem Herrn“ kommuniziert. Die „persönliche Jesusbeziehung“ triumphiert damit gleich in doppelter Weise über das Schriftprinzip: Denn dieser Jesus ist nicht nur wesentlich leichter zugänglich als der der Evangelien und wird deshalb auch eher befragt, sein Wort genießt auch deutlich mehr Gewicht („das mag da so stehen, aber Gott hat es mir anders gesagt“). In Anbetracht der in unserer Zeit ohnehin schon unterentwickelten Diskussionskultur wirkt sich das verheerend aus, denn unter der Forderung nach „Toleranz“ und „Akzeptanz“ wird die eigene Überzeugung zum unhinterfragbaren Gotteswort erhoben.

### **Die Aufgabe der Theologie zugunsten der Soziologie**

Wenn eine Gesellschaft nicht mehr streiten möchte, wenn sie statt dessen alles „toleriert“ und damit privatisiert, dann kann um das Gemeinsame und Verbindende nicht mehr gerungen und gekämpft werden, es ist vielmehr nur noch zufällig vorhanden. Wer am weiteren Zusammenhalt der Gemeinde interessiert ist, darf also nicht fragen, was sie denn zusammenhalten *sollte* – das würde ja zu Konflikten führen – sondern kann nur noch empirisch herausarbeiten, was sie denn in der aktuellen Situation noch gemeinsam hat. Auf diesem Hintergrund ist der Aufstieg der Soziologie zur „Leitwissenschaft“ nicht nur erklärbar, sondern durchaus konsequent. Auch innerhalb der evangelischen Kirche droht sie die eigentliche Theologie nicht nur an den Rand zu drängen, sondern ganz zu verdrängen. Damit ist freilich eine ebenso schleichende wie fundamentale Umdeutung des Schriftprinzips verbunden: Denn während die Theologie sich mit der Frage beschäftigt, was Gott der Welt durch die Bibel sagen möchte, will die Soziologie nur wissen, auf welche unterschiedlichen Weisen die Menschen die Bibel lesen. Ein „Richtig“ oder „Falsch“ gibt es hier ebenso wenig wie ein „Angemessen“ oder „Unsachgemäß“. Die Soziologie schaut nicht auf das Sollen, sondern nur auf das Sein.

Welche im wahrsten Sinne des Wortes gewaltigen Umbrüche damit verbunden sind, wird nicht zuletzt an der Schrift „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“ aus dem Jahr 2013 deutlich. Was der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in diesem „Orientierungshilfe“ genannten Text inhaltlich zu dem zentralen Thema Familie sagt, interessiert an dieser Stelle nicht, wichtig ist allein die Frage, wie hier vorgegangen wurde und was das für das Verständnis des Schriftprinzips bedeutet. In dieser Beziehung fällt jedoch zunächst auf, dass unter den vierzehn Mitgliedern der für die Erstellung der Schrift gebildeten „Ad-hoc-Kommission“ nur sechs Theologen waren, von denen wiederum nur einer einen Lehrstuhl innehatte, die anderen waren Kirchenvertreter. Vier weitere Kommissionsmitglieder waren Sozialwissenschaftler, zwei Juristen, einer Pädagoge. Den Vorsitz hatte eine ehemalige Bundesministerin, die von Haus aus Pharmazeutin ist.

Dass nicht einmal die Hälfte der Kommission Theologen waren – und von diesen die meisten „Kirchenoffizielle“ – lässt aufmerken. In dem Abschnitt der „Orientierungshilfe“, in dem man Exegese, also Schriftauslegung erwarten sollte, ist der Blickwinkel denn auch nicht theologisch, sondern soziologisch: Dogmatische oder ethische Stellungnahmen zu Ehe und

Familie, die es in der Bibel durchaus gibt (man denke etwa an die Gebote rund um Sexualität, Kindererziehung und Versorgung von älteren Angehörigen) werden gar nicht betrachtet, statt dessen wird gesagt, „dass die Bibel im Alten und Neuen Testament das familiäre Zusammenleben in einer großen Vielfalt beschreibt“ (Zwischen Autonomie und Angewiesenheit 2013:40) – man beachte das letzte Wort. Daraus wird dann gefolgert: „Angesichts der Vielfalt biblischer Bilder und der *historischen* Bedingtheit des familiären Zusammenlebens, bleibt entscheidend, wie Kirche und Theologie die Bibel auslegen und welche Orientierung sie damit geben“ (:42; Hervorhebung dort).

Die soziologische Brille wird jedoch nicht nur auf die Bibel selbst, sondern auch auf ihre Auslegung angewandt. Hier scheint vieles möglich zu sein, wie die Formulierungen verdeutlichen: „Über lange Zeit hat die Kirche ... vermittelt“ (Nr. 42); „Gleichwohl blieb im Bewusstsein ...“ (Nr. 45); „Deutet man die biblischen Aussagen ... als zeitlos gültig, kann man zu der Meinung kommen ...“ (Nr. 51); „Fragt man jenseits dieser einzelnen Textstellen ..., dann ist zu konstatieren“ (Nr. 51); „Liest man die Bibel von dieser Grundüberzeugung her...“ (Nr. 51). So vielfältig wie die biblischen Bilder sind nach der „Orientierungshilfe“ also auch ihre Auslegungsmöglichkeiten. Alles ist historisch bedingt und abhängig vom jeweiligen Betrachter.<sup>5</sup>

Auf diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass eine Textauslegung, also nach dem reformatorischen Schriftprinzip die eigentliche theologische Arbeit, gar nicht stattfindet. Statt dessen argumentiert die „Orientierungshilfe“ mit ebenso allgemeinen wie „weichen“ Prinzipien wie „dem befreienden Handeln Jesu“ (:43), „der Entdeckung der Rechtfertigung und Gleichheit aller ‚Kinder Gottes‘“ (:45) und dem „evangelischen Menschenbild“ (:51). Das entspricht zwar den allgemeinen gesellschaftlichen Gepflogenheiten, wo gerade bei ethischen Fragen ebenfalls mit schwer zu definierenden Begriffen wie „Haltung“, „Kultur“ und „Werten“ argumentiert wird, selbst wenn es eindeutige rechtliche oder sonstige verbindliche Vorgaben gibt, nicht jedoch der in der evangelischen Theologie bislang üblichen Vorgehensweise. Denn auch wenn es schwierig ist, hat sich die evangelische Theologie seit der Reformation bemüht, die Heilige Schrift auszulegen, und nicht nur zu beschreiben, wovon in ihr die Rede ist und wie man das verstehen könnte. Wenn sie das jetzt aufgibt, verliert sie nicht nur das Schriftprinzip, sondern ihren eigentlichen Kern.<sup>6</sup>

## Die Aufgabe

Angesichts der geschilderten vielfältigen Herausforderungen erscheint es mir unerlässlich, dass sich die evangelische Theologie auf einen ähnlichen Weg begibt, wie ihn die römisch-katholische Kirche im letzten halben Jahrtausend gegangen ist. Sie hat die Herausforderung der Reformation angenommen und sich dort, wo es nötig war, auf die evangelische Theologie zubewegt. Mit Hinblick auf ihr Offenbarungsverständnis bedeutet dies, dass die römische Kirche heute nicht mehr so unbefangen wie noch in der Reformationszeit vor allem mit der Tradition argumentiert. Vielmehr hat sie in den vergangenen Jahrhunderten nicht nur ihre Kompetenz in der Frage der Schriftauslegung ausgebaut, sondern auch das evangelische Schriftprinzip insoweit rezipiert, dass sie heute vorrangig aus der Schrift argumentiert.

Einen ähnlichen Weg muss die evangelische Theologie gehen, nur in umgekehrter Richtung. Wenn uns das Schriftprinzip so unter den Füßen wegbricht wie der römisch-katholischen

---

<sup>5</sup> Das gilt freilich nicht für Überzeugungen aus dem Bereich moderner Gesellschaftswissenschaften. Diese können durchaus mit einem „Heute wissen wir ...“ (:43) eingeleitet und dann als biblische Botschaft dargestellt werden – allerdings ohne dass dabei ein konkreter Textbezug hergestellt wird.

<sup>6</sup> Vgl. die Stellungnahme des Systematikers Wilfried Härle (2013:3): „Wer die Vielstimmigkeit und partielle Widersprüchlichkeit der Bibel als Argument gegen ihre normative Autorität gebraucht, schüttet in hermeneutischer Hinsicht ‚das Kind mit dem Bade‘ aus und gibt das reformatorische Schriftprinzip preis. Und wer seine Orientierung nicht aus der Schrift, sondern aus deren kirchlicher und theologischer Auslegung holt, gibt dieses Schriftprinzip ebenfalls preis. Sollte – was Gott verhüten möge – die evangelische Kirche jemals zu dieser Lehrauffassung kommen, dann würde sie damit ihren Grund und Gegenstand verlassen und aufhören reformatorische Kirche zu sein.“

Kirche im Reformationsjahrhundert die Tradition, dann können wir es – und damit den Kern der reformatorischen Theologie – nur dadurch stärken, indem wir die Tradition stärker in den Blick nehmen. Viele Stellen der Bibel mögen zwar heute auf vielfältige Weise verstanden werden, sie sind jedoch in den letzten zweitausend Jahren Kirchengeschichte (und in Bezug auf das Alte Testament oft noch darüber hinaus) nur in einer bestimmten Weise verstanden worden.

Oder um es konkret zu machen: Die Feststellung der Orientierungshilfe, „Angesichts der Vielfalt biblischer Bilder und der historischen Bedingtheit des familiären Zusammenlebens, bleibt entscheidend, wie Kirche und Theologie die Bibel auslegen und welche Orientierung sie damit geben.“ (EKD 2013:42), mit der dort das biblische Zeugnis relativieren soll, gilt auch umgekehrt. Denn genau so, wie die Vielfalt der biblischen Aussagen die Auslegungsmöglichkeiten bedingt, so bedingt auch eine relativ eindeutige Auslegungstradition die Verständnismöglichkeiten des Textes. Einfach und pointiert gesagt kann ein Text also heute nicht etwas bedeuten, was er im Lauf der Kirchengeschichte nie bedeutet hat. Erkenntnisse können zwar vergessen worden sein, in Bezug auf einen antiken Text können wir heute aber nicht auf eine Interpretation kommen, die sowohl den ursprünglichen Autoren wie auch den bisherigen Auslegern fremd gewesen wäre.<sup>7</sup>

Konkret bedeutet das, dass wir bei unserer Bibelauslegung nicht nur den historischen Kontext der biblischen Texte, sondern auch ihre Wirkungsgeschichte bis heute in den Blick nehmen müssen – und letzteres am besten im wahrsten Sinne des Wortes ökumenisch, also nicht nur konfessionsübergreifend, sondern auch im weltweiten Kontext. Alles andere würde implizit davon ausgehen, dass nur wir dazu fähig sind, wirklich zu verstehen, was die Bibel sagt. So wie die katholische Kirche in ihrer Schriftauslegung das Evangelium mehr in den Blick genommen hat und dadurch evangelischer geworden ist, müssen wir die Katholizität – also das, was immer, was überall und was von allen geglaubt wird – in den Blick nehmen und eben dadurch katholischer werden.

Im Folgenden soll daher ein Modell vorgestellt werden, dass nicht nur dem evangelischen Schriftprinzip gerecht wird, sondern auch den Anforderungen der Katholizität.

## **Schritte einer evangelischen Schriftauslegung, die die Katholizität in den Blick nimmt<sup>8</sup>**

### *1. Schritt: Problembestimmung und -präzisierung*

#### *Klärung des eigenen Vorverständnisses*

Ausgangspunkt aller theologischen Überlegungen ist in der Regel ein Text, eine schriftliche oder mündliche Stellungnahme anderer bzw. eine Situation, die bestimmte (manchmal verborgene) theologische Aussagen enthält. In einem ersten Schritt müssen wir deshalb unser Vorverständnis klären: Zum Einen ist es wichtig, dass wir uns klarmachen, welche theologischen Themen wir darin gehört oder gesehen haben (und an denen wir arbeiten möchten), zum Anderen sollten wir auch ehrlich fragen, welche Ergebnisse wir uns denn wünschen. Bei manchen Themen können wir nämlich „neutral“ an die Sache herangehen, weil das Ergebnis auf den ersten Blick keine Auswirkungen auf unseren Glauben hat. Bei anderen dagegen haben wir eine starke Neigung, ein bestimmtes Ergebnis zu bevorzugen. Diese Präferenz wird in der Regel noch verstärkt, wenn es sich um ein für unsere Theologie

---

<sup>7</sup> Ein schönes Beispiel hierfür stellt die auch in der „Orientierungshilfe“ wiederholte Behauptung kirchlicher Gendervertreter dar, Galater 3,26-28 zeige, dass „wir vor Gott weder auf unser Mann- oder Frausein noch auf unsere soziale Stellung festgelegt sind“ (:45). Inhaltlich mag man dazu stehen, wie man will, exegetisch muss man jedoch sagen, dass der Gedanke, für einen antiken Menschen wie Paulus sei Mann- bzw. Frausein nichts Festgelegtes und ähnlich wandelbar wie die soziale Stellung (die sich im ersten Jahrhundert durchaus ändern konnte), geradezu absurd ist.

<sup>8</sup> Die im Folgenden geschilderte Vorgehensweise orientiert sich an Zehner (1998) und Hays (1996), wobei die in den beiden Werken vorgestellten Modelle zu einem zusammengearbeitet wurden.



zentrales Thema handelt. Hier spielt nicht nur unsere konfessionelle und gemeindliche Prägung, sondern auch unsere Biographie eine entscheidende Rolle.

### *Problembestimmung*

Wenn das eigene Vorverständnis geklärt ist, kann das Problem bestimmt werden. Hierbei tragen wir nicht nur zusammen, welche theologischen Themen die jeweilige Aussage oder Situation enthält (z.B. aus der Christologie, dem Sündenverständnis, zum Menschenbild usw.), sondern auch, auf welchen nichttheologischen Erkenntnissen sie unter Umständen aufbaut (z.B. aus der Psychologie, der Pädagogik, den Naturwissenschaften usw.). Um sie richtig einordnen zu können, müssen wir auch klären, welchen Stellenwert die Themen jeweils haben (z.B. weil es in der Kirchengeschichte darüber einen größeren Konflikt gegeben hat, weil sie sogar konfessionelle Trennlinien markieren oder weil hier entscheidende Unterschiede zwischen Christentum und anderen Religionen oder Weltanschauungen deutlich werden). Das gilt natürlich auch für die nichttheologischen Erkenntnisse.

### *Problemdefinition*

Wenn wir das Problem in seiner ganzen Breite in den Blick genommen haben, müssen wir in einem dritten Unterschnitt unseren Blick auf die Bereiche verengen, die wir bearbeiten können und wollen. Dazu sollten wir zentrale Begriffe definieren und uns erkenntnisleitende Fragen überlegen, an denen wir weiterarbeiten wollen.

Besonders die Begriffsdefinitionen sind entscheidend, weil sonst die Gefahr einer „oberflächlichen Zustimmung“ besteht, etwa indem sich zwei Gesprächspartner darauf einigen können, dass Gott „gnädig“ ist, aber nur um den Preis, dass jeder der beiden „Gnade“ in seinem Sinne definiert. Dasselbe Phänomen gibt es natürlich auch als „oberflächliche Ablehnung“, etwa wenn zwei das gleiche meinen, aber jeweils Begriffe gebrauchen, die das Gegenüber nicht unterschreiben kann.

### *Reflexion der Relevanz und Tragweite des Problems*

Zur genaueren Bestimmung der Relevanz und Tragweite eines Problems kann es sinnvoll sein, mögliche Antwortoptionen und deren eventuelle Konsequenzen im Voraus zu benennen. Auch das trägt zur Klärung des eigenen Vorverständnisses bei.

## *2. Schritt: Auf die biblische Tradition hören*

### *Hören auf die einzelnen Texte*

Die für unser Thema relevanten biblischen Texte finden wir mit Hilfe theologischer Bücher, Zeitschriftenartikel, Internetseiten, Konkordanzen und Bibellexika. Sie sollten jedoch zunächst nicht durch die Brille der heutigen dogmatischen Erörterungen, sondern jeweils für sich gelesen werden. Hierbei sollten wir bedenken, dass die Bibel in einem Zeitraum von über tausend Jahren und von verschiedenen Autoren in unterschiedlichen kulturellen Kontexten verfasst wurde. Deshalb müssen ihre Texte jeweils für sich wahrgenommen werden, bevor sie zu einer gemeinsamen Stellungnahme zusammengefasst werden können. Dazu ist eine sorgfältige Auslegung nötig, die auch in den Blick nimmt, um welche Textgattungen es sich jeweils handelt (z.B. Gebot, Prinzip, Paradigma/ Beispielerzählung, symbolische Ausführungen). Wichtig ist es hierbei, auf die jeweilige Gesamtbotschaft der Bücher zu hören, in denen unsere Texte stehen, nicht nur auf einzelne Verse, die sich mit dem gesuchten Thema beschäftigen.

Wenn wir so vorgehen, minimieren wir die Gefahr, nur nach bestimmten „Belegtexten“ (oder gar nur „-versen“) zu suchen und die Gesamtbotschaft des jeweiligen Buches/ Autors außer Acht zu lassen. Eine sorgfältige Gattungsanalyse schützt auch davor, alle Texte nur aus einem Blickwinkel zu betrachten (indem man zum Beispiel aus allem „zeitlose Prinzipien“ macht).

### *Zusammenschau der biblischen Botschaft*

Wenn die Botschaft der einzelnen Texte herausgearbeitet ist, sollte eine Zusammenschau versucht werden. Wo eine Synthese nicht möglich ist, sollten wir das zugestehen, aber trotzdem die Gemeinsamkeiten herausarbeiten und die Unterschiede deutlich machen, die unter Umständen für die weitere Erörterung relevant sein könnten. Eine große Rolle spielt dabei die Frage, inwieweit unser Thema mit den drei grundlegenden neutestamentlichen Bildern von Gottesvolk (Israel/ Kirche/ Gemeinde), Kreuz und Auferstehung (Erneuerung der Schöpfung) verbunden ist.

Hierbei lauern zwei Gefahren: Eine Versuchung ist, die unterschiedlichen Texte nur aus dem Blickwinkel des eigenen theologischen Schwerpunktes (z.B. johanneische Theologie, lutherische Rechtfertigungslehre o.ä.) zu betrachten und zu harmonisieren bzw. nicht die gesamte Breite der biblischen Botschaft einzubeziehen. Auch dogmatische Lehrbücher stehen in dieser Gefahr, weswegen wir mehrere benutzen sollten. Eine damit verbundene Schwierigkeit besteht darin, die biblischen Texte mit Hilfe eines der Bibel fremden Begriffes (z.B. der modernen Liebesvorstellung oder dem Individualismus) zu interpretieren und sie damit aus ihrem kulturellen Kontext zu reißen.

### *3. Schritt: Auf die christliche Tradition hören*

Wenn wir die Bibel als ein antikes Buch ernst nehmen wollen, müssen wir sie in der Antike belassen. Es ist daher nicht möglich, zwischen der „zeitlosen Wahrheit“ und ihren „zeitgebundenen Formen“ zu unterscheiden. Die Übertragung in die jeweilige Wirklichkeit ihrer Ausleger geschieht vielmehr mittels eines Analogieschlusses bzw. der Übertragung von Metaphern und Symbolen. Da es sich bei den biblischen Texten in der Regel um erzählende Texte handelt, sind sie sachgemäß vor allem auf der paradigmatischen Ebene zu deuten, das heißt, sie sind als Beispielerzählungen zu betrachten, die uns helfen sollen, verantwortlich zu leben und unser Handeln zu begründen.

Weil wir nicht die ersten sind, die die Bibel lesen, *hilft* (nicht beherrscht!) uns bei der Übertragung die christliche Tradition. Sie lässt sich gar nicht ausblenden, denn wir lesen einen biblischen Text immer innerhalb einer bestimmten Auslegungstradition. In Bezug auf die Kirchengeschichte sind vor allem sechs „Stationen“ wichtig, in denen unsere jeweilige Problematik eine Rolle gespielt haben könnte:

1. Alte Kirche (Bekenntnisbildung, Grundlegung der Dogmatik, Abgrenzung gegen heidnische Vorstellungen)
2. Mittelalter (Herausbildung einer „westlichen Theologie“ in Abgrenzung zur orthodoxen, Erarbeitung von dogmatischen Methoden, systematisches Denken)
3. Reformation (Herausbildung der Konfessionen mit ihren jeweiligen Schwerpunkten)
4. Altprotestantische Orthodoxie (Festigung der konfessionellen Ansätze, entsprechende dogmatische Entwürfe)
5. Aufklärung (Betonung der Vernunft und Kritik an der Metaphysik, „anthropologische Wende“)
6. Theologie im 19. und 20. Jahrhundert (Übernahme des Weltbildes der Aufklärung, die Theologie beschäftigt sich mit den Herausforderungen der Moderne)

In der Regel hat jede Problematik einen oder mehrere kirchen- und dogmengeschichtliche Orte, die es herauszufinden gilt. Die damals geführten Diskussionen können für unsere heutigen enorm hilfreich sein, weil sie den Problemhorizont abstecken.

### *4. Schritt: Hören auf die Erkenntnisse von Nichttheologen*

Unter Umständen kann es hilfreich sein, sich mit Erkenntnissen außerhalb des theologischen Bereiches zu beschäftigen. Bei manchen Themen (z.B. Gottesbild, Christologie) ist das sicher weniger ergiebig als bei anderen (z.B. Menschenbild, Sünde). Wenn wir unter Schritt 1 herausgefunden haben, dass unser Vorverständnis (und das unserer Zeitgenossen) zu unserem Thema in hohem Maße von nichtchristlichen Erkenntnissen geprägt ist, dann ist

dieser Schritt natürlich wichtiger als wenn es nur um eine „innerchristliche“ oder gar „innerkonfessionelle“ Diskussion geht.

Hierbei sollten wir uns allerdings über die Relativität wissenschaftlicher Aussagen im Klaren sein. „Die Wissenschaft“ gibt es genauso wenig wie „die Theologie“. Allerdings gibt es auch im säkularen Bereich oft so etwas wie einen „Mainstream“, an dem wir uns orientieren können. Ziel sollte es deshalb nicht sein, irgendwelche Exoten auszugraben, die unsere Meinung stützen, sondern uns zu vergewissern, was außerhalb des engeren christlichen Bereiches gedacht wird, weil das oft unbewusst unser eigenes Urteil beeinflusst – manchmal auf die subtile Weise, dass wir die biblischen Erkenntnisse erst dann wirklich gelten lassen, wenn sie auch dem „Wahrheitsanspruch der Wissenschaft“ genügen.

#### *5. Schritt: Gewichtung der Ergebnisse*

Wenn wir unsere Ergebnisse gewichten, sollten wir sie in einen Begründungszusammenhang einordnen, der uns gleichzeitig auch hilft, wenn wir sie vermitteln wollen. Es geht also nicht nur um ein grobes „Richtig oder Falsch“, sondern darum, unser Thema in den Gesamtzusammenhang von Glauben und Leben einzuordnen. Maßgebend ist dabei die Schrift, deren Aussagen aber in der Tradition unterschiedlich gewichtet und die durch säkulare Erkenntnisse teilweise bestätigt, teilweise infrage gestellt werden. Folgende Fragen können dabei hilfreich sein:

1. Können wir bei unserem Thema so etwas wie einen „christlichen Mainstream“ ausmachen oder wird es jeweils konfessionell unterschiedlich betrachtet?
2. Ist unser Thema eines, mit dem sich das Christentum von nichtchristlichen Weltanschauungen unterscheidet, oder ist es eher eines, an dem sich die Konfessionen scheiden? Wenn ja, mit welchen Begründungen geschieht dies jeweils?
3. Ist im Verlauf der Kirchengeschichte mit unserem Thema eine Diskussion verbunden gewesen, die dazu geführt hat, dass eine bestimmte Position schlichtweg als „sektiererisch“ oder gar als „nichtchristlich“ gilt? Wie wurde/ wird dies begründet?
4. Handelt es sich um ein zentrales Thema des christlichen Glaubens, der evangelischen Theologie oder der Verkündigung unserer Denomination?
5. Stehen in der Tradition und/ oder der heutigen Theologie unterschiedliche Stellungnahmen gleichberechtigt nebeneinander oder wird von Christen/ Angehörigen einzelner Konfessionen eine bestimmte Position „erwartet“? Beschreibt unser Thema also so etwas wie eine „Grenze“ oder gehört es gar in die „Mitte“ der jeweiligen Theologie?
6. Wie verhält sich das Thema zu dem Ganzen der christlichen/ evangelischen Theologie? Welche Auswirkungen hat die jeweilige Antwort auf andere Gebiete der Theologie?
7. Gibt es einen tiefgreifenden Unterschied zwischen der christlichen und der gesellschaftlichen Wahrnehmung des Themas oder gerade auffällige Übereinstimmungen?

Hierbei geht es noch nicht um die Erarbeitung einer eigenen Position. Vielmehr soll geklärt werden, welche Position ich als Christ und evangelischer Theologe vertreten sollte bzw. welche von mir erwartet wird. Wenn die eigene Stellungnahme davon abweicht, muss dies natürlich besonders begründet werden, sonst stoßen wir auf Unverständnis.

#### *6. Schritt: Eigene Stellungnahme*

Nachdem mögliche christliche Antworten benannt und bewertet worden sind, sollte am Ende auch eine persönliche Stellungnahme stehen. Dabei kann man sich entweder für eine der vorher herausgearbeiteten Positionen entscheiden und damit andere ablehnen („Ich vertrete die Erwachsenentaufe und lehne die Kindertaufe ab, und zwar weil...“). Man kann aber auch eine differenzierte Stellungnahme formulieren, die Aspekte aus verschiedenen Positionen aufnimmt und miteinander verbindet („ich bin der Ansicht, dass eine Kindertaufe richtig sein kann, aber nur wenn... und wenn dabei darauf geachtet wird, dass... Andererseits kann auch

eine Erwachsenentaufe richtig sein, aber nur unter der Bedingung, dass...“). In jedem Fall sollte benannt werden, welche der zuvor genannten Aspekte und Gründe zu der eigenen Überzeugung führen.

Antworten, die der vorher beschriebenen Problemstellung lediglich ausweichen („Ich finde diese Frage nicht so wichtig, man sollte stattdessen lieber...“, „Jeder soll hier selbst entscheiden, was er richtig findet.“, „Ich finde alles irgendwie richtig.“), sollten unbedingt vermieden werden. Wenn in Schritt 1 ein Problem klar benannt wurde und in Schritt 2 und 3 dazu verschiedene Antworten herausgearbeitet wurden, dann kann und muss an dieser Stelle eine nachvollziehbare eigene Position deutlich benannt und begründet werden. Diese kann auch als Momentaufnahme formuliert sein („Wenn ich in dieser Frage heute entscheiden müsste, würde ich xy entscheiden, weil ... Aber ich werde mich insbesondere mit der Frage nach ... noch weiter auseinandersetzen müssen“).

### *7. Schritt: Einordnung und Umsetzung im Leben der Gemeinschaft*

Die Übertragung der biblischen Botschaft geschieht innerhalb einer Gemeinschaft, die auf die Texte hört, sich von ihnen prägen lässt und sie in dieser Prägung wiederum interpretiert. Das ist ein geistlicher Prozess, weswegen es keine „eindeutige“ Übertragung geben kann. Er lässt sich zudem nicht auf ein Thema beschränken. Eine Gemeinde, die in einem wichtigen Bereich die biblische Botschaft kaum wahrnimmt, kann nicht in weniger wichtigen auf genaue Befolgung pochen, ohne unglaublich zu werden. Jede theologische Frage sollte deshalb unter dem Blickwinkel betrachtet werden, wie sie dem Gottesvolk hilft, den Weg des Kreuzes zu gehen und dabei die Hoffnung auf eine erneuerte Welt auszustrahlen. An jeder theologischen Frage zeigt sich zudem, wie ernst wir die Bibel und die in ihr verkündete Botschaft nehmen.

Als systematische Theologen sind wir daher herausgefordert, zum Einen eine begründete Stellungnahme abzugeben, die auch von der Gemeinschaft akzeptiert werden kann, und zum Anderen sie so zu vermitteln, dass sie tatsächlich akzeptiert werden kann. Zur Vermittlung gehört auch, dass wir uns überlegen, wie wir die Gemeinschaft ermutigen können, in den in unserer Fragestellung angesprochenen Bereichen sachgerechter und zielführender zu leben, um ihrem Anspruch als christliche Gemeinschaft besser gerecht zu werden.

### **Literatur**

Deutsche Reichstagsakten (2015), Jüngere Reihe, Bd. II, n. 80, S. 581–582, zitiert nach: [https://de.wikipedia.org/wiki/Reichstag\\_zu\\_Worms\\_%281521%29](https://de.wikipedia.org/wiki/Reichstag_zu_Worms_%281521%29) (02.11.15).

Gundlach, Thies (2015): Die Bedeutung der Reformation in Gegenwart und Zukunft. Vortrag bei der Dekane-Konferenz der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau in Arnoldshain am 06. Oktober 2015 ([http://www.ekd.de/vortraege/2015/20151006\\_gundlach\\_bedeutung\\_reformation.html](http://www.ekd.de/vortraege/2015/20151006_gundlach_bedeutung_reformation.html); 11.11.2015).

Härle, Wilfried (2013): Die Orientierungshilfe (OH) der EKD „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit“. Eine kritische Stellungnahme in konstruktiver Absicht. Vortrag auf dem Theologischen Symposium des Rates der EKD zur Orientierungshilfe „Zwischen Autonomie und Angewiesenheit – Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken“, gehalten am 28. September 2013 in Berlin, herausgegeben von der Pressestelle der Evangelischen Kirche in Deutschland).

Hays, Richard B. (1996), *The Moral Vision of the New Testament: A Contemporary Introduction to New Testament Ethics*, New York (USA): HarperCollins.

Neuner, Josef, und Heinrich Roos (1986): Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung. Neu bearbeitet von Karl Rahner und Karl-Heinz Wegner, 12. Auflage, Regensburg: Friedrich Pustet.

Reformierte Bekenntnisschriften (2005): Eine Auswahl von den Anfängen bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Georg Plasger und Matthias Freudenberg, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Unser Glaube (1987): Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Herausgegeben vom Lutherischen Kirchenamt im Auftrag der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche (VELKD). Bearbeitet von Horst Georg Pöhlmann, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Zehner, Joachim (1998): Arbeitsbuch Systematische Theologie. Eine Methodenhilfe für Studium und Praxis, Gütersloh: Kaiser/ Gütersloher Verlagshaus.

Zwischen Autonomie und Angewiesenheit (2013): Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). Herausgegeben vom Kirchenamt der EKD, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.